

Nr. 172 Bromberg, den 30. Juli 1933.

Anne Karine Corvin

Erzählung von Barbra Ring.

(22. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Und dann fing Frau Dyre an, von Paul Remer zu sprechen.

Wie furchtbar schade es wäre, daß er sich nicht verheiratete. Er wäre ja bald siebenunddreißig. Aber er hätte eben — bei all seinem Scharfsinn — in mancher Beziehung viel zu wenig Selbstvertrauen. Hauptmann Dalmann könnte gern mit ihm teilen, zum Vorteil für beide, lächelte Frau Jutte.

Nein wirklich, sie fürchtete ernstlich, daß der prächtige Paul Remer im Leben allein bliebe. Wenn er nicht mal ein junges Mädchen träfe, die Stolz genug hätte, ihm zu zeigen, daß sie ihm gut sei. Er fände sich auch immer zu alt gegen die jungen Mädchen.

Anne Karine war einfach begeistert für Frau Jutte Dyre. Sie mußte ihr verraten, bei wem sie ihre Kleider machen lasse. So was „Todschickes" hätte sie noch nie gesehen.

„Gern. Aber ich fürchte, das wird Ihnen nicht viel helfen", antwortete Frau Dyre.

„Ich mache nämlich alle meine Kleider selbst. Für andere zu schneidern, — damit habe ich glücklicherweise noch nicht angefangen — bis jetzt", lachte sie fröhlich.

Anne Karine lachte mit. Gerade da steckte Advokat Remer den Kopf zur Tür herein. Er sah die beiden so vergnügt zusammen und nickte Anne Karine zu — mit einem sehr warmen Blick.

Anne Karine errötete. Ihr wurde plötzlich so froh ums Herz.

Als die Gäste beim Adieusagen im Entree versammelt waren, sagte sie mit auffallend lauter Stimme:

„Also in den Ferien kommen Sie ganz bestimmt nach Näsby, nicht wahr, Frau Dyre?"

Als sie auf die Straße kamen, nahm Advokat Remer Anne Karines Arm und sagte warm:

„Ich danke Ihnen. Ich wußte, Sie würden mich nicht enttäuschen."

Aber die Generalin verlangte seinen Arm. Er ließ Anne Karine los, und den ganzen Heimweg sprachen sie bloß von dem Brande. Advokat Remer fragte, ob er ihnen nicht mit irgend etwas behilflich sein könne. Er würde in dem Falle die Damen gern nach Näsby begleiten.

Gott bewahre, das wäre doch total überflüssig, meinte die Generalin. Sie war so begeistert von Nils Taten, daß sie keinen Moment im Zweifel war, daß Nils jetzt jede schwierige Situation beherrschte. Was von der Generalin sehr dumm war, fand Anne Karine. Sie war überzeugt, daß bei einer solchen Veranlassung Rechtsbeistand äußerst notwendig wäre.

Schließlich verabredete man, daß der Advokat nachkommen solle, wenn telephoniert würde. Übrigens wollte er heut abend noch nicht Abschied nehmen, er käme morgen auf den Bahnhof. Er nahm Anne Karines Hand, sie sahen einander nur an und sagten nichts.

Am andern Morgen war er rechtzeitig da. Die Generalin belegte ihn völlig mit Beschlag, so daß er Anne Karine nur ganz kurz Lebewohl sagen konnte. Sie solle sich nur das mit Nils nicht zu sehr zu Herzen nehmen, sagte er. Er würde bald wieder obenauf sein.

„Sie kommen also ganz bestimmt, wenn wir telephonieren", sagte Anne Karine.

Otar war nicht da. Er war den Tag vorher auf einem Herrenessen gewesen und wußte gar nichts von der plötzlichen Abreise, bis seine Mutter ihn früh am andern Morgen weckte.

Auf den Bahnhof, in der katerigen Morgenfrühe? Nein. Das paßte ihm nicht. Er rappelte sich freilich noch eben aus den Federn, um beim Frühstück zugegen zu sein, aber er wurde zu spät fertig.

Advokat Remer trieb sich den ganzen Vormittag in der Stadt umher, war auch ein kleines Weilchen auf dem Bureau, fand aber keine Ruhe; die Stadt war mit einemmal so leer. Aber drin im Haus sitzen, das hielt er auch nicht aus.

Seine Laune kam erst wieder in die Höhe, als er ein kleines Graumännchen entdeckte, das drüben auf der andern Seite der Straße einher trottete — der olle Daelin. Paul Remer holte ihn ein und schlug ihm vor, ob sie nicht zusammen zu Mittag essen wollten.

Und während sie aßen, saß der alte Daelin ganz harmlos und sprach in lauter Begeisterung von Anne Karine und ihrem Kindheits- und Jugendleben auf Näsby.

Advokat Remer ging heim mit der Überzeugung, daß der alte Papa Daelin einer der intelligentesten Männer wäre, die je in Norwegens Parlament gesessen hätten.

*

„Sehr verehrtes gnädiges Fräulein!

Es wird Ihnen sicher überraschend kommen, wenn ich jetzt die Frage an Sie richte, die mir all die Zeit während Ihres Aufenthaltes hier bei uns auf den Lippen gebrannt hat, die zu stellen mir indes nicht comme il faut erschien, solange Sie in meinem Heim Gast waren.

Für jeden Mann kommt ja einmal die Zeit, da er sich nach einer passenden Lebensgefährtin umsieht. Ich bin so glücklich gewesen, in meiner Wahl eine Dame zu treffen, die sowohl meinem Herzen wie auch meinem Verstande zusagt.

Ja, mein gnädiges Fräulein, meine Gefühle für Sie sind Ihnen wohl kaum entgangen. Darum wird es, wie gesagt, Ihnen kaum überraschend sein, wenn ich Sie hiermit bitte, meine Gattin zu werden.

Meine Stellung und meine Aussichten kennen Sie. Ich darf wohl sagen, daß Sie als meine Frau in einen Kreis kommen werden, wo Ihre Schönheit und Intelligenz voll zu ihrem Recht kommen werden. — Ebenso wie ich meinerseits stolz darauf sein werde, Sie als meine Gemahlin vorzustellen.

Indem ich auf eine baldige und günstige Antwort hoffe, bin ich Ihr sehr ergebener, Sie verehrender

Otar Mogens."

Anne Karine saß an ihrem Lieblingsplatz und las diesen Brief: im Pferdestall, auf der Treppe zum Heuboden. Sie war heilfroh, daß sie die Post heute selber angenommen hatte, denn auf Näsby waren alle Briefe Gemeingut.

Sie las ihn noch einmal, dreimal. Der Brief machte Eindruck. Es war ein schöner Brief, fand sie. Es war der erste dieser Art, den sie in ihrem Leben empfangen hatte.

Und wie überraschend das kam! Es war ihr nie einen Augenblick eingefallen, daß Otar Mogens sich was aus ihr machte, daß er sich überhaupt aus irgend jemand anders als sich selbst was machte.

Aber je länger sie las, desto unzufriedener wurde sie. Da stand ja nicht ein Wort davon, daß er nicht ohne sie leben könne. So wie es in Romanen stand.

Aber vielleicht mußten solche feierlichen Briefe so sein — in der Wirklichkeit? Ach bewahre. Andere hätten nicht so geschrieben. Zum Beispiel — ja zum Beispiel Paul Remer. Der hätte gesagt, daß er sie so unendlich lieb hätte — ja, also die Betreffende, an die er schrieb. Übrigens, der hätte gar nicht geschrieben. Der hätte es gesagt. Und dann hätte er dabei so hübsche ernsthafte Augen gemacht. Paul Remers Augen, da lag so was Heimatliches drin. Ganz wie bei Vater. Und dann hätte er — ach richtig — Frau Dyre hatte ja gesagt, wenn er nicht ein junges Mädchen träfe, die Stolz genug hätte, ihm zu zeigen, daß sie ihm gut wäre, dann —

Anne Karine saß noch lange da und starrte auf den Sonnenstrahl, der schräg durch das grüne alte Stallfenster gekrochen kam und schiefe Vierecke auf den Boden malte.

„Kari, Kari, Bombenelement, Mädel, wo steckst du denn bloß?" Onkel Mandt stand breitbeinig in der Stalltür. „Du mußt den Nils, den armen Jungen, nach Grim kutschieren, Mädel. Kann außerordentlich nützlich — was ich sagen wollte — interessant sein, meine ich, den Ort der Heldentaten des jungen Kerls mal zu sehen. Hättst schon lange mal hin sollen, Kind."

„Ich komme schon, Onkel Mandt."

Anne Karine stand auf und fing an zu lachen. Onkel Mandts Manöver, die waren leicht zu durchschauen. Die beiden Tage, die sie zu Haus gewesen war, war er ihr nachgegangen wie ein Hündchen. Überall hatte er sie aufgespürt und sie regelmäßig — in Nils Arme getrieben. Und Nils war rot und verlegen gewesen und hatte den Mund nicht aufgemacht und hatte Onkel Mandt hilflos angesehen. Und Onkel Mandt hatte Nils ingrimmig angeguckt und gemurmelt, frisch gewagt wär halb gewonnen.

Jetzt strahlte Onkel Mandt über seine Kriegslist, die beiden allein nach Grim zu schicken. Jetzt muß es doch in drei Deibels Namen gelingen. Der junge Kerl war ein Klotz. Ein Glück nur, daß sie ihn, Kapitän Mandt, als Schutzpatron hatten.

Anne Karine faßte Onkel Mandt unter den Arm und ging mit ihm hinaus.

Erst müsse sie einen Brief schreiben. Dann wollte sie mit Vergnügen Nils nach Grim befördern, lachte sie.

Plötzlich wurde sie ernst. Sophies kleines, blasses Gesichtchen stand mit einem Male vor ihr.

„Onkel Mandt, findest du nicht, Sophie sieht elend aus? Sie ist furchtbar mager geworden. Und hat so dunkle Ringe unter den Augen. Und mit dem Husten ist es auch schlimmer geworden. Du weißt, sie hat den ganzen Winter gehustet. Aber jetzt ist es ärger. Was sagt der Arzt?"

„Der Doktor, Mädel, der sagt gar nix. Und das ist auch das Gescheiteste, was er tun kann", sagte Onkel Mandt verächtlich. Er dachte an seinen verschmähten Rigabalsam. „Dein Vater wollte, er sollte nach ihr sehen. Aber das Kanarienvögelchen will nicht. Übrigens glaube ich, sie hat sich in der Brandnacht erkältet. Sie wollte durchaus runter, weißt du. Und keiner hatte Zeit, das Piepmätzchen ordentlich anzuziehen. Als wirs merkten, schickten wir sie gleich nach oben. — Da hat sie sichs wohl geholt. Armes kleines Vögelchen", sagte Onkel Mandt und machte seine grobe Stimme ganz fein.

„Schockschwerenot! Kandis soll das Kind haben. Ich hab 'ne ganze Tüte voll liegen. Und Onkel Mandt trabte nach seiner Höhle.

Anne Karine sah ihm zärtlich nach und lächelte. Sie kannte Onkel Mandts Tüten, die er Jahr und Tag in der Tabakschublade liegen hatte, zusammen mit Varinas-Kanaster, Streichhölzern und Pfennigen. Dann ging Anne Karine auf ihr Zimmer und schrieb:

„Lieber Herr Mogens!

Vielen Dank für Ihren Brief. Es ist ja sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie mich heiraten wollen. Aber ich kann nicht. Weil —" Sie zögerte lange und biß in den Federhalter. Dann fuhr sie entschlossen fort und wurde glühend rot dabei: „— ich einen andern gern habe. Vielen Dank für alles Freundliche in Ihrem Hause. Besten Gruß

Anne Karine Corvin."

Das Karriol stand vor der Tür.

Nils wurde hinaufgeschoben, und Anne Karine schwang sich hinten auf und ergriff die Zügel.

„Hoffentlich wird die Zeit nicht zu lang, Onkelchen", nickte Anne Karine spitzbübisch.

Onkel Mandt aber lächelte nicht. Er flüsterte Nils ein ermunterndes: „Nur Mut, Antonius!" zu.

„Blakk" kriegte auch eine Ermunterung — mit der Peitsche und setzte los im Rattentrab.

„Sie hätten den Korbwagen nehmen sollen, Schockschwerenot, daß ich nicht daran gedacht habe", sagte Onkel Mandt.

„Warum denn?" fragte Matthias Corvin.

„Warum? Warum? Na natürlich, weil — weil — sie den Korbwagen hätten nehmen sollen", erklärte Kapitän Mandt und trollte sich hinein.

Die Generalin stand am Fenster und sah ihnen nach.

„Mein Prachtjunge. Ja, nimmt sie den nicht, dann verdient sie, potz Kuckuck, Klappse auf ihre vier Buchstaben", sagte die Generalin laut, als Kapitän Mandt zur Tür hereinkam.

Kapitän Mandt stutzte. Er witterte einen Bundesgenossen. Der alte Drachen war vielleicht gar nicht so uneben, — für'n Frauenzimmer. Er überlegte ein wenig.

Dann warf er resolut Prinzipien und Antipathien um der guten Sache willen über Bord, die ihnen beiden am Herzen lag.

Als Kapitän Mandt etwas später hinauskam, um seinen gewohnten Gang mit Matthias Corvin zu machen, verwunderte er diesen nicht wenig durch die Bemerkung, der alte Drache habe Grips. Schockschwerenot. Grips fast wie 'ne Mannsperson.

Am Wohnstubenfenster aber saß Sophie. Mit gesenktem Köpfchen und hektischen Rosen auf den mageren Wangen, und ihre Gedanken zogen zu den beiden, die jetzt auf dem Wege nach Grim — und zum Glück waren.

Blakk trottete den Weg entlang. An einigen Stellen war noch Eis, an anderen Dreck. Blakk trabte gleich leicht. Klein und sicher und scharfgeschuht schleuderte er die Hinterbeine, daß der Schmutz hochaufspritzte, und kam unglaublich schnell vom Fleck.

Am Fuß des Daelihügels machte Anne Karine halt. „Nein, das ist doch zu toll. Man kann doch nicht einen Moment vom Hause weg sein. Das ist wohl noch nie vorgekommen, daß nicht Näsby zuerst mit dem Pflügen angefangen hat. Und jetzt ist der Hesekiel Daelin schon mitten dabei. Ja, ja. Schäm dich nur, Nils."

Nils sah auch aus, als schäme er sich. Er hatte den ganzen Weg schon so ausgesehen. Er war schweigsam und gedrückt. Er wagte einfach nicht, zu Kapitän Mandt nach Hause zu kommen, ohne seine Pflicht getan zu haben.

Aber wie in aller Welt sollte er das anfangen? Er dachte mit Reue daran, daß er Steuermann Hauans stark empfohlenes Buch „Die Kunst, gebildet zu werden", zu studieren abgeschlagen hatte.

Da stand sicher auch drin, wie man einen Heiratsantrag machen müßte. Da stand doch alles drin, hatte Steuermann Hauan gesagt. (Fortsetzung folgt.)

Die Sense.

Skizze von Bruno G. W. Schmidt-Berlin.

„Nun, Riedlinger, wie ist's?" Langsam legte der Notar die Papiere nieder und wandte sich dem Bette zu. „Ihr kennt mich, und wenn ich Euch rate, denk' ich, so dürft Ihr wohl unterschreiben. Es ist eine schwere Stunde für Euch, ich fühl' sie Euch nach — aber was hilft's? Und vergeßt auch nicht, die Herren sind Euch entgegengekommen in allen Euren Wünschen, und die Summe, die Ihr erhaltet, darf sich sehen lassen."

Der alte Bauer lag, ohne sich zu regen. Nur die knochige, fahlbraune Hand bewegte sich auf der rotweiß gewürften Bettdecke in leiser, müder Abwehr. Geld!

„Schon gut, Doktor, ich glaub' Euch, und ich dank' den Herren, aber sogleich unterschreib' ich noch nicht. Ich hab' nach dem Hannes geschickt, ich will ihn erst noch einmal sehen."

Befremdet, verwundert sahen sich die Herren an. „Was soll's mit Eurem Sohne, Riedlinger?" sagte der Notar. „Ich mein', Eure verstorbene Frau . . ."

Aber der Bauer unterbrach ihn: „Ich will ihn noch einmal sehen zuvor", sagte er kurz, und leise setzte er hinzu: „Hier, in dem Haus, solang' es noch seines Vaters ist. Und wenn die Herren gehen wollten für ein, zwei Stunden — beim Wirt im Krug sind kühle Stuben."

Die Besucher sahen, daß er wie erschöpft die Augen schloß; sie gingen ohne Widerspruch.

Es war wieder Stille um Gottfried Riedlinger, und der Blick der müden Augen glitt aufs neue hinaus durch das Fenster der niedrigen Stube, hinaus über den sonnenüberfluteten Hof, um das zu suchen, das sein Ziel gewesen war in all den langen Tagen, den Wochen, in denen er hier lag . . .

Da draußen, dicht unter dem Dach des Kornbodens, hing an starken, krummen Haken, eingetrieben in altehrwürdiges Fachwerk, eine Sensenklinge. In plumpen, ungefügen Linien, geritzt von derselben Hand, die sie einstmals führte in schaffendem Ausbau von Hof und Haus, aber auch führen mußte gemeinsam mit andern in bitterernster Wehr, und die ihr diesen Platz dann angewiesen für alle Zeiten, stand darauf zu lesen Namen und Jahr: Konrad Riedlinger, im Jahre 1647.

Des Bauern Augen suchten jetzt vergebens nach der Schrift. Der Rost bedeckte sie. Er hatte es gewußt, bald, da er sich gelegt, daß niemals mehr das Sonnenlicht sich auf dem blanken Eisen brechen, daß niemals mehr ein Träger seines Namens die heilige, ererbte Pflicht erfüllen würde, das alte Zeichen frei zu halten von Schande, Schmutz und Rost. Und wieder, wie so oft in diesen Tagen, dachte er zurück an jene Stunde, in der des toten Weibes Haß, zusammen mit seinem Willen, den Sohn verstieß, das väterliche Erbe ihm vorenthielt für immer. Der Haß, der unselige, verderbende, zerstörende Haß, geboren aus der verlangend heißen Liebe, die Andreas Ruhland einst zurückgewiesen — genährt und übertragen dann auf seine Tochter — und rasend aufflammend, als diese Tochter ihr den Sohn genommen. Wie fern war das alles. Die Zeit verrinnt, verwischt, nimmt vieles fort — zu spät.

Die Zeit aber nahm auch Gottfried Riedlingers einzige Hoffnung — letzte, geheime, nie ausgesprochene Hoffnung: Gret Ruhland brachte ihrem Manne keine Kinder.

Die Schritte auf dem Flur rissen das Bewußtsein des Bauern in das Jetzt zurück. Hannes Riedlinger trat über die Schwelle des Vaterhauses, zum ersten Mal seit acht Jahren.

Es war ein anderes Schweigen, das nun den Raum erfüllte, bis sich des Sohnes erschütterte Gestalt am Bett des Vaters aufrichtete.

„Du hast mich gerufen, Vater! Ich wäre längst wohl von selbst gekommen, hätten nicht dein und der Mutter Wort so hart davor gestanden.

Doch hör' mich jetzt an, Vater! Ich hab' sie gesehen, die Fremden, beim Wirt. Vater! Du darfst den Hof nicht verkaufen, jetzt nicht mehr, Vater, hörst du? Sieh das!"

Und Gottfried Riedlinger blickte fragend auf das Bild des kleinen Säuglings, das ihm der Sohn mit stummer Gebärde hinreichte. Leise und schmerzlich lächelte er.

„Hannes, ja, du bist es, du! So sahst du aus, damals . . . Ach, Hannes!"

In aufwallender Bewegung nahm Hannes Riedlinger seine Hand. „Ich bin das nicht, Vater! Du weißt's ja noch nicht! Mein Sohn und Gret's ist es. Dein Enkel, Vater!" —

Und wieder war Gottfried Riedlinger allein in seiner Stube, ermattet lag er in den buntgewürfelten Kissen. In seinen Augen aber glänzte die Freude! Und er sah, wie sich draußen an das alte Fachwerk eine Leiter anlehnte, wie zwei starke Arme die rostige Klinge von den Haken hoben. „Nennt ihn Konrad! Hannes . . ." war sein letztes Wort gewesen. —

Nun streckten sich zum zweiten Mal des Sohnes Arme zum Dach empor. Die alte Sense hing an ihrem Platz im flutenden Sonnenlicht. Blendend füllte ein helles, schimmerndes Strahlen des alten Bauern Augen — und langsam schloß er sie.

Die Hand am Pflug.

Skizze von Rudolf Naujok.

Am Vormittag war der Student der Medizin Herbert Schneider noch einmal durch die Räume der Berliner Universität gegangen, um Abschied von allem zu nehmen, was bisher zu ihm gehört hatte. Nun schritt er mit einem Blumenstrauß langsam die Stufen zu Reginas Wohnung empor, zu jener Regina, der stolzen und gepflegten Frau, die es nicht verstehen konnte, daß er sein Studium aufgeben wollte, um irgendwo an der litauischen Grenze ein Bauerngut aus dem Urwald zu roden. Wie konnte man leben ohne Berlin, ohne seinen Glanz, seine Anregungen, seine Frauen!

Ein leises Wissen von dem Endgültigen dieses Abschiedes zog durch alles, was sie sprachen. Ihm war das Studium sinnlos geworden. Er glaubte, das wenige Geld, das er noch besaß, am besten anzuwenden, wenn er sich einige Morgen eigenen Landes erwarb. Er fühlte sich der Großstadt müde, müde ihrer leeren, oft nüchternen Freuden, ihrer problematischen Geistigkeit, die so voller Bitternis war. „Ich will den Weg zurückfinden aus den Irrlichtern der Großstadt in das stille, starke und einsame Leuchten des Landes. Ich weiß, daß es ein sehr schwerer Weg ist, aber ich schaffe es!" Regina hatte ein feines, abschätzendes Lächeln um die schmalen Lippen.

Er küßte zum letzten Mal ihre weiße Hand und zog ihr zartes Parfüm ein, als wollte er es für ewig in Erinnerung behalten. Als er die Treppe hinabschritt, wußte er, daß sie ihn nur halb verstanden hatte.

Als der Zug Berlin verließ, preßte er das Gesicht an das Fenster und starrte in den entschwindenden Schein am Nachthimmel. Er empfand etwas von jenem stillen Heldentum der Ordensritter, die vor 700 Jahren aus ihrer süddeutschen Heimat zogen, um sich zwischen Weichsel und Düna eine neue Heimat zu roden.

Seine neue Heimat! Ein kleines, im Kriege zerstörtes Bauerngehöft, so abseitig gelegen, daß niemand bislang es beachtet hatte. Fast zwei Jahrzehnte hatte dieses verwilderte Land die Segnungen des Pfluges nicht mehr gespürt. Ein älterer Mann und ein schüchternes litauisches Mädchen, in dessen Augen die ganze Schwermut einer diesem Lande anhaftenden Volksseele schlief, waren ihm treue Helfer. Ein kleiner Fluß brauste durch ein lehmiges Tal, ein Kiefernwald begleitete ihn, jenseits rauschte die Ostsee. Der Rest waren armselige Hütten und einfache Menschen, die ihn zuerst anstaunten und dann gewähren ließen. Seitdem er eine alte Frau geheilt, begegneten sie ihm mit ehrwürdiger Scheu.

Schön, groß und einsam wuchs und verging um ihn die Natur. Aber in ihm wogte ein böser Kampf. Kaum, daß die Müdigkeit harter Tagesarbeit ihm in der Nacht noch einige Ruhe schenkte. Wenn er in der Abenddämmerung am Fluß stand, erinnerte er sich jenes leuchtenden Sommerabends auf den Märkischen Seen, ein einziges Fest von bunten Laternen, Segelbooten, Musik und hellen Frauenkleidern. Die Lichter des Potsdamer Platzes, unendlich verlockend. Doch um ihn war einsame, östliche Nacht. Sollte er wirklich auf die Bewußtheit geistigen Wachsens verzichten, um hier ein Frühvollendeter zu sein? War es ein Irrtum,

zu glauben, er könnte nur an städtischer Geistigkeit, nur unter dem Spannbogen der Hörsäle zu jener Reife gelangen, die ihm notwendig war?

So vergingen seine Tage und Nächte in wilder Sehnsucht nach — Berlin, nach Menschen seiner Geistigkeit, und es schien ihm, als sei seine Qual immer weniger erträglich. Mit scheuen Augen sah ihn Bronija, die junge Magd, elend und krank werden. Mit dem feinen Instinkt eines Naturkindes spürte sie, daß ihr Herr Heimweh hatte nach anderen Menschen, nach anderen Frauen, nach dem großen Glanz der Millionenstadt, von der sie Wunderbares gehört hatte. Ihre Augen schienen in banger Traurigkeit zu fragen: Können wir dir hier nichts sein, ich nichts, der Fluß, der Wald, das Meer, die Sonne? Sind wir dir so unwert und gering, daß du uns mit den Rändern deiner Stiefel beiseite schiebst?

Eines Morgens, als Bronija Schwarzbrot und Milch auf den kahlen Tisch im Hausflur stellte, war ihr Herr nicht mehr da. Sie spürte es am bangen Klopfen ihres Herzens, sie brauchte ihn nicht in seiner Stube zu suchen. In der Nacht war er wie im Traum aufgestanden und zur nächsten Bahnstation gegangen. Schon der Aufbruch bedeutete Erlösung. Nun stand er im schmalen Gang des D-Zuges und schritt langsam auf den Speisewagen zu, der unbestimmbare Abglanz gehobener Lebenskultur umfing ihn. Nur eine Nacht im Sang dieser Räder, dann war er in Berlin!

Ihm gegenüber saß eine Dame. Ihre nervösen Hände spielten mit einer silbernen Spange, die Nägel blitzten. Herbert sah auf seine unsagbar verarbeiteten Hände. Konnte man so vor Regina treten? Die Dame zündete eine Zigarette an, legte sie auf den Aschbecher, nahm ein silbernes Schächtelchen aus ihrer Tasche und begann, die Augenbrauen nachzuziehen.

Und plötzlich fühlte er Ernüchterung in sich! Wie denn? War das die Welt, nach der er sich in einsamen Nächten gesehnt hatte? War sie es wert, daß man sie so wenig vergaß? Ein alter Bibelspruch fiel ihm ein: „Wer seine Hand an den Pflug leget und ziehet sie wieder zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes." Nicht einmal dazu, ein paar Morgen Grenzwildnis urbar zu machen! Im Spiegel des Speisewagens stand ein fremdes Gesicht. War es sein eigenes? Auf der nächsten Bahnstation stieg er aus.

Eine wunderbare Ruhe füllte seine Seele, während er heimfuhr. Er reiste gern und freudig. Bronija sah ihn mit frohen Augen kommen, er sah größer und fester aus. Sie lief in die Küche, sie stellte Schwarzbrot und Milch auf die nackte Holzplatte des Tisches. Er aß. Ihm war, als hätten alle Dinge ein heimliches Leuchten bekommen, nun es ihnen aus seinem eigenen Herzen entgegenfloß.

Fünf Gramm Radium leihweise.

Die belgische Katanga-Gesellschaft leiht fünf Gramm Radium an eine englische Krebsforschungs-Gesellschaft.

In unermüdlichem und meist erfolglosem Suchen nach einem Radikalmittel zur Bekämpfung des Krebsleidens in seinen vielfältigen Formen, hat man bisher nur mit der Radiumbehandlung Besserungen und sogar Heilungen erzielen können. Jenes Radium also, das als unheimliches Zerfallsprodukt, das beim Blei endet, Zerstörungen verursacht und Zellen vernichtet, wird hier nützlich eingeengt als einziges Rettungsmittel gegen die Wucherzellen des Krebses. Aber Radium ist bekanntlich der teuerste Stoff dieser Erde. Nur einige Gramm gibt es auf dem ganzen Erdenrund. Nun ist das erste Radium-Leihgeschäft zustande gekommen. Ein Geschäft, hinter dem der Kampf gegen einen Plagegeist der Menschheit steht . . . Die Katanga-Gesellschaft, die Union Miniere du Haut-Katanga, hat der Radium Beam Therapy Research die riesige Menge von fünf Gramm zur Verfügung gestellt.

In mächtige Bleimäntel eingehüllt, wird man die Radiummenge, die größte „Radiumbombe", die man je in England sah, nach London schaffen. Es gibt keinen Stoff der Erde, den man so sorgsam behandelt, wie dieses Radium, das bei einer unachtsamen Berührung, bei einer zu nahen Einwirkung auch dem Experimentator den Tod bringen kann.

Todesopfer der Wissenschaft.

Seit die ersten Radiumstudien in Paris vollendet wurden, haben Hunderte von mutigen Forschern ihre Wissensgier über die weiteren Eigenschaften des Radiums mit ihrem Leben bezahlt. Die Zellen zerfielen. An den Händen, an den Armen, am Kopf. Die nicht gebändigte Radiumeinwirkung vernichtete die, die sie zu beherrschen glaubten.

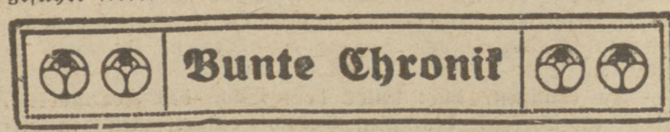
Wie beim Gift, das neben seiner heilsamen Wirkung auch die tödliche Wirkung in sich trägt, wohnt auch der Tod neben der Möglichkeit, zu retten und zu heilen.

Auch in Deutschland unternimmt man wichtige Radium-Experimente, wenn auch bei der Verarmung des Landes große Mengen des wertvollen Stoffes dort nicht vorhanden sind.

Die 10-Gramm-Bombe in Brüssel.

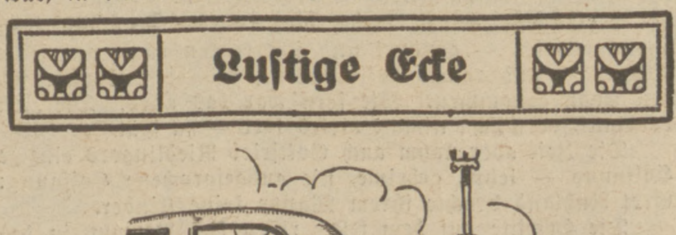
Die größte „Radiumbombe" der Welt ruht in Brüssel und beträgt 10 Gramm. Also ein winzig kleines, aber in der Wirkung riesengroßes Quantum. Bei den Verhandlungen mit London wurde vereinbart, daß man sich zu einer weiteren 5-Gramm-Anleihe bereit erklären werde, wenn die Versuche Fortschritte bewiesen.

Man setzt in die Londoner Experimente größte Hoffnungen, denn die ersten Kenner der Radiumforschung aus der königlichen Gesellschaft für Krebsforschung usw. sind beteiligt. Man braucht nur Namen wie Sir Gowland Hopkins, Lord Rutherford, Sir Waring, Professor A. J. Hall zu nennen, um zu wissen, daß man zu einem Großangriff auf den Krebs rüstet. Es ist also gewissermaßen eine „Kriegsanleihe", die die Radiumgesellschaft an England gab — für einen Krieg, der freilich zum Wohle der Menschheit geführt wird.



Ein Reiteroffizier stürzt vom Karussellpferd.

Jeder Franzose kennt den Herzog von Trémoille, den schneidigsten Reiter seines Regiments, der wegen seines Mutes und seiner verwegenen Reiterkunststückchen von seinen Kameraden bewundert wird. Durch einen unglücklichen Zufall sollte dem Herzog ein einfaches Holzpferd zum Verhängnis werden. Vor kurzem hatte er Urlaub genommen und fuhr mit einigen Kameraden nach Paris, wo sie eine ausgedehnte Bummelreise unternahmen. In vorgeschrittener Abendstunde besuchte man einen großen Vergnügungspark. In übermütiger Laune fuhren die jungen Offiziere Karussell. Durch einen unerklärlichen Zufall stürzte der Herzog von dem hölzernen Roß, als das Karussell sich in voller Fahrt befand. Mit einem komplizierten Beinbruch mußte der kühnste Reiter des Regiments, der selbst bei seinen tollsten Ritten noch nie vom Pferde gestürzt war, in ein Krankenhaus gebracht werden.





„Junge, das wird deinem Vater aber 'ne Stange Gold kosten! — Das ist nämlich unzerbrechliches Glas!"

Verantwortlicher Redakeur: J. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.